



Nein, das ist keine Bodenvase, sondern ein Opferstock. Allerdings einer, aus dem man sich auch bedienen darf: Rob Pruitts «People Feeder».



PD

Wählen Sie die Notfallnummer

Gehen Sie in die Kunsthalle Zürich: Vielleicht fühlen Sie sich plötzlich, als wären Sie in einer Kirche

THOMAS RIBI

Wer Fragen hat, bekommt Hilfe. Und zwar rasch. So steht es jedenfalls auf den Flyern, die auf einem langen Tisch in der Kunsthalle Zürich herumliegen. Eine SMS an die angeführte Handynummer genügt, «Fragen zur Ausstellung» werden beantwortet. Schön. Ist ja selten geworden, dass einem so umstandslos geholfen wird. Vor allem in der Kunst. Und gerade da hat man es am nötigsten. Weil, da ist doch vieles ziemlich unklar. Fast wie im richtigen Leben. Nur, dort behilft man sich meist irgendwie selber. Macht sich einen Reim auf die Dinge. Oder auch nicht. Das reicht. Meint man wenigstens. Und kümmert sich nicht weiter drum. Irgendwie geht's ja.

Aber bei der Kunst ist das anders. Da will man wissen, was man sieht. Wissen, was das bedeutet, was man sieht. Denn in der Kunst hat alles etwas zu bedeuten. Anders als im richtigen Leben, wo vieles, seien wir ehrlich, ziemlich zufällig ist. Oder nicht? Gibt's in der Kunst so etwas wie Zufall? Gute Frage. Also, auf jeden Fall den Flyer einpacken. Mit der Notfallnummer in der Tasche fühlt man sich doch gleich ein bisschen wohler.

Und das ist gar nicht schlecht, denn der amerikanische Künstler Rob Pruitt macht die Kunsthalle zu einer Kirche. Das ist zwar nicht gerade gefährlich, aber irgendwie etwas, sagen wir: genierlich. Das beginnt beim Eingang. Da stehen zwei riesige, aus rezyklierten Autoreifen gebastelte Opferstöcke. Das geht ja noch. Aber dass man da nicht nur spen-

den kann (für die Autonome Schule Zürich), sondern sich auch bedienen darf, lässt einen dann schon erstaunlich ratlos zurück. Was tun? Sich möglichst unbemerkt am Eingang vorbeidrücken? So, als habe man nichts gesehen?

Gut, ein Bonbon oder einen Anstecker aus der Schüssel nehmen, das geht. Mehr nicht. Wäre ja unverschämte. Aber, müsste man, wenn man etwas nimmt, fairerweise nicht auch etwas geben? Eigentlich schon. Andererseits, ein Angebot ist ein Angebot. Wenn man eingeladen wird, zu nehmen, nimmt man eben. Klar, einfach so nehmen, ohne etwas zurückzugeben, das ist schon ziemlich unverfroren. Auch wenn's nur um ein Bonbon geht. Aber schliesslich ist man ja in einer Ausstellung, also erst einmal weitersehen. Darum geht's ja schliesslich in einem Museum. In der Kirche kommt der Opferstock auch erst am Schluss.

Fast wie im richtigen Leben

Weiter also, nur, «The Church» bleibt ziemlich verwirrt. Da steht ein grosser Ateliertisch, über und über mit Graffiti versehen. Farbige Zeichnungen, schön bunt. Sujets, wie man sie auch auf öffentlichen Toiletten findet, aber akkurat gemacht, man kann sich gut festsehen darin. Am besten setzt man sich dazu auf einen der mit Silberfolie überzogenen Stühle, die rund um den Tisch placiert sind. Vielleicht setzt sich ja noch jemand dazu. Und wenn nicht, ist trotzdem für Unterhaltung gesorgt, weil Rob Pruitt eine Auswahl von Büchern ausgelegt hat,

in denen man blättern kann. Ausstellungskataloge und Kunstbücher, zum Beispiel über Pruitts Arbeit. Den «Flea Market» etwa, ein Projekt: Künstlerinnen und Künstler verkaufen all den Ramsch, der auf Flohmärkten und auf Ebay halt so verkauft wird. Und jeder, der will, kann kaufen.

Fast wie im richtigen Leben eben. In der Kunsthalle stehen auch Pruitts grossformatige «Suicide Paintings»: Farbfeldbilder, die sich wie stumme Beobachter im ganzen Raum verteilen. Und überall stehen silberne Stühle – im Halbkreis angeordnet für das Treffen einer Selbsthilfegruppe, in Vortragsbestuhlung auf einen Redner hin orientiert, der noch nicht da ist, oder in Reih und Glied ausgerichtet wie Kirchenbänke. Und der Fensterfront entlang zieht sich ein riesiger Vorhang mit Hunderten von aufgedruckten Fotos: der Papst, betende Hände, ein kitschiges Jesusbild, der Dalai Lama, Stonehenge bei Sonnenuntergang, Yoko Ono und John Lennon in trauter Zweisamkeit – was Google halt so hergibt, wenn man eine Bildersuche zum Stichwort «Spiritualität» startet.

Denn, klar, darum geht's da eigentlich: Spiritualität. Wir sind ja in einer Kirche. Rob Pruitt nennt sein Projekt nicht nur «The Church»: Die Kunsthalle wird für rund fünf Monate tatsächlich zu einer Kirche. Oder soll es zumindest werden. Wenigstens ein bisschen. Aber irgendwie doch fast wie richtig. Jeden Sonntag finden Gottesdienste statt – das Fachpersonal wird vom Theologischen Seminar der Universität gestellt –, jeden

Dienstag gibt's Lectures zu Kunst und Leben, Gesprächsreihen, Podiumsdiskussionen, Rundgänge, Konzerte und vieles andere steht auf dem Programm, wer will, kann selber Kurse anbieten, und das ganze Projekt steht überdies in Zusammenhang mit dem Reformationsjubiläum.

Was mache ich eigentlich hier?

Alles klar? Oder wäre es langsam an der Zeit, eine SMS an die Notfallnummer auf dem Flyer zu schicken? «Fragen zur Ausstellung» hat man jedenfalls bald genug, wenn man in der Kunsthalle sitzt, sich umschaut und überlegt, was man hier eigentlich macht. Oder vielmehr: Was man eigentlich sucht – in einem Museum, das eine Kirche sein will, die so aussieht, als wäre sie ein Museum. Und die ja trotzdem ein Museum bleibt. Oder spielt das am Ende gar keine Rolle?

Sind Museen die neuen Kirchen? Ist die Kunst zu einer säkularen Religion geworden, auf die wir ungeniert alle unseren halb-garen oder enttäuschten Heilerwartungen projizieren? Erwarten wir, dass Künstler uns die Welt erklären? Eine Welt, die wir schon gar nicht mehr zu begreifen wagen? Vielleicht wäre es tatsächlich das Beste, eine SMS zu schicken. Denn eigentlich würden wir sie ja gern begreifen, diese Welt. Wenigstens ein bisschen.

Zürich, Kunsthalle, bis 13. Mai. Das Programm der Veranstaltungen ist unter www.kunsthallezurich.ch zu finden.

In der Falle der Bequemlichkeit

Der Debattenmarathon

«Meet Your Enemy», der am Wochenende an die Zürcher Disputationes erinnern sollte, fällt aus. Es fehlt an Teilnehmern.

DANIELE MUSCIONICO

Wo ist die Zürcher Streitlust von anno dazumal? Haben wir keinen Rest der Zürcher Zwingli-Gene mehr intus? Konstruktive Debatten, Auge in Auge mit dem Andersdenkenden, den Schutzraum der digitalen Zweitexistenz verlassend – wo ist der Mut dazu? Entlädt sich die Wut des Wutbürgers bloss noch im Netz?

Es scheint so. Die Unlust, die Bequemlichkeitsfalle zu verlassen, ist evident: Anlässlich des 500-Jahr-Jubiläums der Reformation sollte dem Zeitgeist ein analoges Falltürchen in die Vergangenheit geöffnet werden, eine Einladung zu einem Blind Date mit dem Gegner. «Meet Your Enemy» nennt sich die Veranstaltung in der Zürcher Schiffbauhalle. Raus aus den digitalen Filterblasen, hinein in den handfesten Stammtisch-Disput, war die Intention – fast so wie damals, im 16. Jahrhundert.

Hitzig, handlungsweisend

Es war der 29. Januar 1523, um 6 Uhr früh: Im Ratssaal drängen sich aberhundert Menschen. Neben der zweihundertköpfigen Regierung sind Pfarrer aus dem gesamten Herrschaftsbereich zur ersten der drei Zürcher Disputationes zusammengekommen. Während anfänglich vor allem Zwingli selbst die Bühne nutzt, entbrennt bei der zweiten Disputation ein hitziger, mehrtägiger Diskussionsmarathon. Der Anlass wird ein Wendepunkt der Zürcher Reformation.

«Meet Your Enemy» also, ein Remake, geplant am Wochenende als Debattenmarathon. Zürcher Disputationes 2.0 waren affiziert, geplant und aufwendig vorbereitet – doch das Blind Date mit dem Zufall wird mangels Teilnehmern auf unbestimmt verschoben. Die Veranstaltung ist Teil der Reihe ZH-Reformation und will zu einem «partizipativen Handeln» ermuntern. Eine Schule der Emanzipation also wäre da im Angebot. Dazu hätte im Schiffbau die Bühnenbildnerin Bettina Meyer eine stimmungsvolle Kaffeehaus-Atmosphäre gezaubert.

Ausgangspunkt des Schlagabtauschs sind, in Anspielung auf Zwinglis 29 Artikel umfassendes Positionspapier, brisante «Zürcher Fragen». Der Veganer etwa soll den Karnivoren treffen und sich rhetorisch mit ihm duellieren. Der Befürworter der Gentrifizierung wäre einem Verfechter der Quartieridylle gegenüber gesessen. Die Unterstützer von Kultursubventionen trifft auf einen Menschen im Debattenring, der Kunstschaffende gleich behandeln will wie Unternehmer. No-Billag-Gegner hätten No-Billag-Sympathisanten überzeugen dürfen, oder umgekehrt. Und, natürlich, in «Meet Your Enemy» steht die Staatsreligion zur Debatte anhand der Frage: Wie zeitgemäss sind 500 Jahre nach Zwinglis Kampf die Konfessionen?

Die Kunst der Debatte

Der Schauspielhaus-Dramaturg Andreas Karlaganis hat eine Antwort bereit, wieso der Debattenmarathon auf Widerstand stiess. Man werde das Projekt weiterentwickeln, denn man erkenne, dass die Hürden, sich bei grossen gesellschaftlichen Themen auf eine klare Position festzulegen, offenbar grösser seien als erwartet. Doch weiterhin setzen die Veranstalter auf die «Lust am Disput» und halten an der Notwendigkeit fest, im sportlichen Sinne das Zwiegespräch einzubühen.

Es geht um die Lust am Zufall, um neue Perspektiven und unerwartete Begegnungen in der Debatte, aus der Neues und Überraschendes erwachsen kann. Denn ist nicht der Zufall ein immer seltenerer Gast? Amazon weiss, was wir lesen sollen; Social Media kennen unsere Freunde und Feinde. Doch «gute Einfälle», die aus unerwarteten Begegnungen erwachsen, das wusste bereits Gottfried Ephraim Lessing, sind so etwas wie «Geschenke des Glücks».

Bauchfrei im Möbelgeschäft

Ikea schaltet eine Anzeige mit einem Schwangerschaftstest. Ist er positiv, bekommen Kundinnen Rabatt. Geht das gut?

ANTJE STAHL

Es ist schon merkwürdig, dass Ikea seine neue kaufkräftige Zielgruppe ausgerechnet in Frauen entdeckt, die gerade schwanger geworden sind. Eine Werbung geistert seit Tagen durchs Netz, die im schwedischen Frauenmagazin «Amelia» geschaltet wurde: «Wenn Sie auf diese Anzeige pinkeln, könnte sich Ihr Leben ändern», steht da über einem Kindergitterbett und einem weissen Streifen.

Letzterer ersetzt den Schwangerschaftstest; fällt er nach dem Draufpinkeln positiv aus, erscheint wie von Geisterhand ein neuer, geringerer Kaufpreis in roter Schrift, bei Vorlage an der

Kasse erhalten Frauen also einen Familienrabatt. Nicht einkalkuliert haben die Werber der Agentur Åkestam Holst bloss, dass Frauen in der Regel dazu angehalten sind, den Zellhaufen in ihrem Bauch zu verheimlichen.

Kaufrausch verboten

Sie werden von Frauenzeitschriften und Gynäkologen ermahnt, ja nicht in einen Freudenkaufrausch zu verfallen, etwa Bettchen und Wickelkommode zu shoppen; da der sogenannte Abort einfach noch viel zu wahrscheinlich ist. Und der Frust und das Trauma beim Anblick eines bereits eingerichteten Kinderzimmers wohl furchtbare Ausmasse annähmen.

Erst wenn der Bauch wächst, darf eine Mutter sich zunehmend auf der sicheren, gebärenden Seite fühlen und anfangen, das berühmte Nest zu bauen. Aber nein, der Bauch zählt bei Ikea nicht. Stellen Sie sich das doch auch einmal vor: Frauen, die ihre T-Shirts an der Ikea-Kasse hochziehen, damit sie weniger bezahlen müssen?

Mitleid für Kassierer

Da würde Ikea in Schweden schnell Sexismus und Fleischbeschau vorgeworfen. Und das kann sich ein Global Player wie das Möbelhaus nun wirklich nicht leisten.

Lieber setzt das Unternehmen deshalb auf eine Kampagne, die alle Medien

erreicht und die keiner nutzen wird. Auf die Idee, dass «jede Person mit Ikea-Family-Karte – unabhängig von Geschlecht, Alter und Schwangerschaft – vom vergünstigten Preis profitieren» kann, wie es aus der PR-Abteilung heisst, kam bisher jedenfalls niemand.

Trotzdem sorgen sich Kommentatoren weltweit sehr um die Mitarbeiter. Sie müssten dieses Urin-beträufelte Stück Papier ja irgendwie entgegennehmen, heisst es mitleidsvoll.

Wir schlagen daher vor, dass der Konzern schleunigst Plastic-Handschuhe an die Kassierer verteilt. Es droht sonst eine Klage wegen mangelnder Hygiene. Und damit wäre der grosse, schöne Coup wirklich dahin.